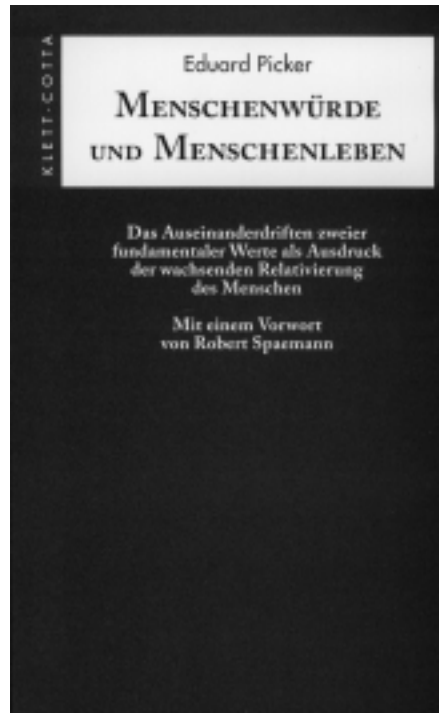


Von der Relativierung des Menschen

Im allgemeinen Verständnis steht die „Menschenwürde“ als oberstes Tabu außer Zweifel. Durch die Verfassung ist sie jedem relativierenden Zugriff entzogen: sie steht für das „Humanum schlechthin“, für die „Idee des Menschen“. Inhalt und Reichweite dieser zum Volksgut gewordenen Basisgröße differieren allerdings erheblich. In der Praxis kann man sich bei jedem auch nur vermuteten Frust auf sie beziehen und sie – minimierend und banalisierend – zu seinem Vernutzungsvorteil beschwören. Andererseits lässt sich die Erhabenheit der „Würde als solche“ in ihrer Unantastbarkeit zum „Absolutum“ verklären. Ein solch abgehobener Würdebegriff aber lässt Freiräume für diverse Interpretationen zu, was aus Äußerungen prominenter Politiker und Wissenschaftler bereits zu erfahren war.

Losgelöst von ihrem Träger, dem konkreten Menschen, wird sie dem Alltag entrückt und dem Reich der Ideen zugeordnet – während zur gleichen Zeit das „Menschenleben“ permissiv relativiert wird, konstatiert der Tübinger Rechtswissenschaftler Eduard Picker. Das Leben wird den Vermögens- und Lebensinteressen Dritter buchstäblich „unterstellt“, wenn zum Beispiel juristisch den Eltern ein Schadensersatz gewährt werden soll im Fall, dass infolge einer ärztlichen Fehldiagnose ein unerwünschtes Kind geboren wird. Noch handfester geschieht dies in der Forderung nach einer Abtreibungsfreiheit, die weit über den Verzicht auf Strafe hinausreicht und Menschenleben in das „volle Entscheidungsbefehl“ der Mutter stellt. Ein solch relativierendes Missverständnis des menschlichen Lebens erweitert sich derzeit zur Vernutzung und dem Verbrauch so genannter überzähliger Embryonen, zur fremdnützigen Forschung an nichteinwilligungsfähigen Menschen und zum tödlichen „Mitleid“ mit Schwerkranken und Moribunden in der so genannten aktiven Sterbehilfe. Peter Singer und Helga Kuhse gaben in ihrem Titel: *Muß dieses Kind am Leben bleiben?* (1993) die Rationalität des Infantizids bei Schwerbehinderten auch nach der Geburt vor: aus dem Schockeffekt einer Behinderung, dem ausgemalten Horrorszenario von „unwertem“ Leben wird Mitleid geweckt, das unüberhörbar umschlägt in die ökonomische Verrechnung des eingeschränkten „Lebens“ als Mehrkosten-Faktor für Eltern, Staat und Gesellschaft. Menschenleben ist heute nicht nur „praktisch“, es ist aufgrund

präferenz-utilitaristischer Philosophien in diversen Varianten insbesondere „theoretisch“ bedroht. Die neuen Bioethiken unterminieren verfassungsrechtliche Vorgaben, ohne öffentliche Aburteilung zu erfahren. Nach dem Rechtsphilosophen N. Hoerster stellt die „Unverfügbarkeit des menschlichen Lebens“ nur eine „soziale Errungenschaft im Interesse lebender Personen“ dar, und in einer sog. Nicht-Äquivalenztheorie wird die Ungleichheit von „Mensch“ und „Person“ neu-bioethisch zu erhellen versucht. Aus Denkspielen um die Heiligkeit des Lebens erwächst der versteckte Wunsch, den von Natur aus „Benachteiligten“ zu korrigieren oder zu beseitigen, der Wunsch wird zum „Vernunftgesetz“ und schließlich zum „Postulat“ der Lebensqualität, das die autonom Entscheidenden (Eltern, Forscher, Mediziner) für sich reklamieren: ihr



„Lebensinteresse“ wird zum Maß der Menschenrechte.

Wie erklärt sich diese Diskrepanz in der Wertschätzung der abstrakten Menschenwürde einerseits und des konkreten Menschenlebens andererseits?

Unter der wachsenden wissenschaftlichen Naturbeherrschung erfährt auch das Menschenleben Objektcharakter. Reproduktion mutiert zu Rekonstruktion. Die durch Medizintechnik beabsichtigte Perfektionierung (zum Beispiel über die Auswahl des „besten“ Embryos bei der künstlichen Befruchtung, um die baby-take-home-Rate und den Erfolg medizinischer Reproduktion zu steigern) führt zur Instru-

mentalierung des Menschen: Technik steuert sein Leben und Schicksal, besorgt seine Ver zweckung für Dritte und seinen Tod.

Bei alledem schwankt das gesellschaftliche Milieu zwischen Skrupel und Verdrängung, zwischen Furcht und Hoffnung, Fortschritts-Phobie und Zukunfts-Euphorie. Die Eigendynamik der Technik aber lässt „Propheten der Umkehr“ verstummen, statt dessen immer neue Entwürfe „praktischer Ethiken“ mit inaugurierten „neuen Grundwerten“ entstehen. Doch der Zugriff auf das Menschenleben verlangt seinen intuitiven moralischen Ausgleich: die egozentrische Instrumentalisierung des Mitmenschen erfährt ihr „Gleichgewicht“ im feinfühligem Mitempfinden für das „Schlachtvieh“. Der Respekt vor dem Leben von Menschenrang wird eingetauscht gegen den vor der subhumanen Kreatur; eine umfassende Biozentrik ersetzt eine sich entleerende Anthropozentrik: „Froschlaichpassion“ und „Embryo-Indolenz“ scheinen sich neu-ethisch „auszugleichen“.

Das Wechselspiel von nutzenorientiertem Relativierungsbestreben in Bezug auf das Leben und kompensatorischer Verabsolutierung der Würde macht E. Picker an Symptomen innerhalb der Justiz deutlich. In der Rechtsprechung zum „Kind als Schaden“ („wrongful birth“) gab es zwar im Endeffekt konträre höchstrichterliche Urteile, aber keine der drei befassten Instanzen bezog sich auf die vitalen und psychischen Belange des Kindes, auf sein „Leben“, seine seelische Not als „fremd-finanzierter Kostgänger“; keine machte die Gefahr der Abstumpfung der Gesellschaft gegenüber dem Wert des Lebens geltend, keine benannte die so erfolgende Nötigung der Ärzte, schon bei Verdacht auf Behinderung eine Tötung von Ungeborenen nahe zu legen, um Regressen zu entgehen. Entscheidend für alle Urteile war die abstrakte „Menschenwürde“ als symbolhaftes, aber blutleeres Gut; das Lebensinteresse des konkreten Menschen-Kindes blieb un-„gewürdigt“!

Picker spricht von einem „deal“: man idealisiert die Würde und lässt pragmatisch immer weitere Lebensrelativierungen zu. In der Medizin entfällt die Unterscheidung zwischen Therapie und eugenischer Optimierung. Dient die medizinische Heilungsabsicht dann aber dem konkreten Einzelnen oder ist sie Zugeständnis an gesellschaftliche Optionen? Hierin sieht Picker die Zerreißprobe der zivilen Gesellschaft und die vitale Gefahr für jedermann: der Mensch aus Fleisch und Blut wird dem fremdbestimmten und fremdnützigen Eingriff unterworfen, wäh-

rend man die „Menschen-Würde“ abstrakt verteidigt. In seiner detaillierten Auseinandersetzung mit Singers „Praktischer Ethik“ kritisiert der Tübinger Rechtsgelehrte deren „mangelnde Durchdachtheit“ und die Inkonsequenz ihrer „utilitaristischen Kalkulation“.

Singers Ethik, die nach dessen eigenem Bekunden „um die Tötung einer Person (!) abzulehnen, den Akzent nicht so sehr auf die Autonomie legen“ will, „wie diejenigen, die die Respektierung der Autonomie für ein unabhängiges moralisches Prinzip halten“, nimmt nicht zur Kenntnis, dass es zwischen Autonomie und Heteronomie kein Drittes, kein „Dazwischen“ gibt. Sie beurteilt den Kreis der Probanden vielmehr nach selbstgeschafftem Maßstab und befindet selbstherrlich über „lebenswertes oder -unwertes“ Dasein.

Wenn Singer das „Warum“ moralischen Handelns erfragt, nachdem er sein „Wie“ zur Relativierung des Tötungsverbotens in Abtreibung, Infantizid und Euthanasie längst elaboriert hat, dann erweist sich seine „Ethik“ als buchstäblich „bodenlose Doktrin“. Sie reklamiert für sich die Kompetenz, über den Wert menschlicher Existenz zu entscheiden, ohne den Grund und das Ziel solchen Handelns zuvor zu bestimmen. Sie bleibt ein Konglomerat aus Gefühlsimpulsen und subjektiven Motivationen.

Wird Wissenschaftsfortschritt kollektiv als modern begrüßt und als „Schicksal“ gewertet, wird auch die wachsende Instrumentalisierung des Menschen verbal und mental auf vorgebliche Naturgesetzlichkeiten zurückgeführt und die Vernutzung des einen Menschen zugunsten eines anderen, gesünderen, stärkeren oder „erwünschteren“ Menschen als Gebot des Fortschritts akzeptiert. Die egozentrische Sicht, die dem anderen Menschen die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung abspricht, degradiert den Nachkommen von einer zur Autonomie befähigten Person zum Mittel der Selbstentfaltung seiner Erzeuger. So ist die Bedrohung des Lebens immer auch eine solche der „Würde“. Schließlich wird auch sie relativiert, und, um sie der Forschungsfreiheit zu unterwerfen, kurzentschlossen und „willkürlich“ zum „Lehen“ erklärt: sie ist nicht mehr voraussetzungslos vorgegebene Größe, sondern Leihgabe der Gesellschaft! Man muss sie erwerben!

Der gegenwärtigen lebensfeindlichen Tendenz (Abtreibungsregelung, Eugenik, Embryonenverbrauch, Infantizid, Euthanasie) ist mit der „Revitalisierung der Würde“ als Schutzgut zu begegnen. Zwar sind „Würde“ und „Lebensrecht“ auch

von der Verfassung her nicht deckungsgleich; doch sind beide Werte zu einer Interesseneinheit verklammert. Sie müssen dort zur Geltung kommen, wo die Einzigartigkeit des individuellen Menschen in seiner körperlich-geistigen Kontingenz gelehnet und seine „Subjektivität“ verraten wird. Menschenwürde ist keine disponible Größe.

Gegenüber neuen Gefährdungen ist geltend zu machen, dass sie nicht das historische Ergebnis eines „eitlen Konsenses“ ist, sondern aus dem Erlebnis einer bis dahin nicht vorstellbaren Missachtung und Verneinung der menschlichen Existenz erwachsen ist und ihr daher ein „ranghöchster, zudem ausnahms- und bedingungsloser Schutz“ zugewiesen wurde. Das oberste Verfassungsgebot sichert davor, eine heteronome Lebenswertprüfung zuzulassen und in Zeiten fundamentaler Wertunsicherheit „dem Ingenium der eigenen Gattung zum Opfer zu fallen“. Der Würdebegriff muss geerdet bleiben, so behält er in Moral und Rechtsprechung seine präzise Aufgabe bei abwägungsoffenen Fragen zum Beispiel in der fortschreitenden Forschung.

Die Würde verlangt das konzessionslose Verbot fremdnütziger Lebenswertprüfung und Eingriffe. Denn sollte ein Menschenleben dem anderen oder der Gesellschaft verfügbar sein, dann steht letztendlich jeder Mensch jedem anderen zur Verfügung, der andere wird ihm zur permanenten Bedrohung. Angstfrei leben lässt sich in einer Kulturgemeinschaft nur, wenn „keines der Mitglieder... in seinem Lebensrecht in Frage gestellt wird“. Pikers Darstellung ist das engagierte Plädoyer eines Rechtsexperten und Humanisten, die Menschenwürde nicht exaltiert als Symbol zu beschwören, sondern ihren Sitz im Leben zu konkretisieren.

Dr. Maria Overdick-Gulden

Eduard Picker: Menschenwürde und Menschenleben – Das Auseinanderdriften zweier fundamentaler Werte als Ausdruck der wachsenden Relativierung des Menschen. Mit einem Vorwort von Robert Spämann. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2002, 219 Seiten, 25,00 Euro

Anzeige

„Ärzte für das Leben“

www.aerzte-fuer-das-leben.de

Stammzellforschung: Pro und Contra ohne Tabu

Selbsterklärtes Anliegen des Buches ist es, einen Beitrag zu einem Wissens- und Ethikstand zu leisten, von dem aus verantwortet Entscheidungen getroffen werden können. Alle Beiträge beziehen sich dazu letztlich auf drei Fragen: Darf man menschliche Embryonen produzieren, um mit ihrer Hilfe, das heißt durch ihre Tötung, eines Tages möglicherweise Krankheiten heilen zu können? Darf man überflüssige Embryonen, die ohnehin verworfen werden, zu Forschungszwecken verbrauchen? Und: Darf man Embryonen auf genetische Defekte untersuchen und sie bei Vorliegen eines solchen ggf. töten? Letztlich laufen alle Fragen auf eine zentrale Frage hinaus: Gilt die Menschenwürde für Embryonen?



Die 16 Beiträge unterschiedlicher Autoren entstammen größtenteils der Serie „Was ist der Mensch? Der Streit um therapeutisches Klonen“, die der Rheinische Merkur von Januar 2001 an veröffentlicht hat. Vor den ersten Beitrag ist eine Chronik der wichtigen Etappen der Fortpflanzungsmedizin, der Genetik und Gentechnik, der Zellbiologie und der Organtransplantation gestellt, den man in dieser Art viel zu selten sieht. Für Einsteiger in die Thematik ist das Glossar am Ende des Buches hilfreich.

Das Buch ist auch für den Laien gut verständlich; keiner der Autoren versteigt sich in wissenschaftliche Fachsimepleien. Dem Leser wird die Problematik des

Forschens an Embryonen von verschiedenen Seiten erläutert. Dabei werden komplexe schwierige Sachverhalte von Grund auf erklärt. In dem zweiten Beitrag von Silvia Schattenfroh zum Beispiel wird die Entstehung eines Embryos und die Stadien der Zellteilung detailliert beschrieben. Der Leser erhält das Rüstzeug, um in die politische und ideologische Ebene der Diskussion einzusteigen. Häufig begnügen sich die Autoren damit, nur die richtigen Fragen zu stellen oder den Leser über lapidare Nebensätze auf den Kern des Problems zu stoßen.

So bringt Matthias Gierth in seinem einleitenden Überblicksbeitrag mit der Aussage „Wer das Leben als letzte Gelegenheit betrachtet, verfällt leicht in Tor-schlußpanik und klammert sich an jeden Strohalm“ die Diskussion eher zufällig und nebensächlich auf einen zentralen Punkt, der in der öffentlichen Debatte viel zu kurz kommt.

Alle Beiträge und Argumentationen bestechen durch ihre Logik und die Konsequenz, mit der sie Argumente hinterfragen und in ihrer Konsequenz weiterentwickeln – ohne Tabu. Viele Fehlurteile werden zurechtgerückt. Befürworter der embryonalen Stammzellenforschung verteidigen ihre Haltung gerne mit der Frage, wie man derzeit unheilbar Kranken erklären wolle, daß man ihnen die Chance auf Heilung nehmen wolle.

Der Leser weiß nach der Lektüre, daß diesen Kranken auch mit der Forschung an Embryonen nicht geholfen werden kann, da es um Grundlagenforschung geht, die erst in Jahrzehnten vielleicht zu einer solchen medizinischen Anwendung kommen wird. Interessant sind auch die Aussagen über die hohen Fehlerzahlen bei den Klonversuchen.

Der Leser wird mit unterschiedlichen Positionen konfrontiert. So kommen drei Bundestagsabgeordnete von CDU, FDP und Bündnis 90/Die Grünen ebenso zu Wort wie die Kirchenvertreter Kardinal Lehmann und Präses Kock. Auch die Leiden und Hoffnungen auf Heilung des Parkinson-Kranken Ben Ganzer werden einfühlsam geschildert. Überzeugend ist das Buch vor allem durch die Ernsthaftigkeit, mit der die Gegenargumente vorgetragen werden. Dem Leser wird das Festhalten an seiner Position nicht leicht gemacht – in keiner Richtung. Er muß seine Position selbst immer wieder hinterfragen. Der Lebensschützer wird dennoch gefestigt aus der Lektüre hervorgehen.

Einziges Manko des Buches sind die überflüssigen Seitenhiebe, die gegenüber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wegen zu später Positionierung in der De-

batte gemacht werden und die wie Rivalitätskämpfe zweier Zeitungen wirken.

Für Freunde des Lebens ist dieses Buch ein Muß. Es hilft von Grund auf, die richtigen Fragen zu stellen und zu verstehen und liefert ebenso Fakten wie Argumente.

Astrid Mannes

Matthias Gierth (Hg.): *Wer bist Du, Mensch? Der Streit um therapeutisches Klonen. Rheinischer Merkur Edition, Olzog Verlag München 2001, 125 Seiten, 10,50 Euro*

Die Utopie des Neuen Menschen

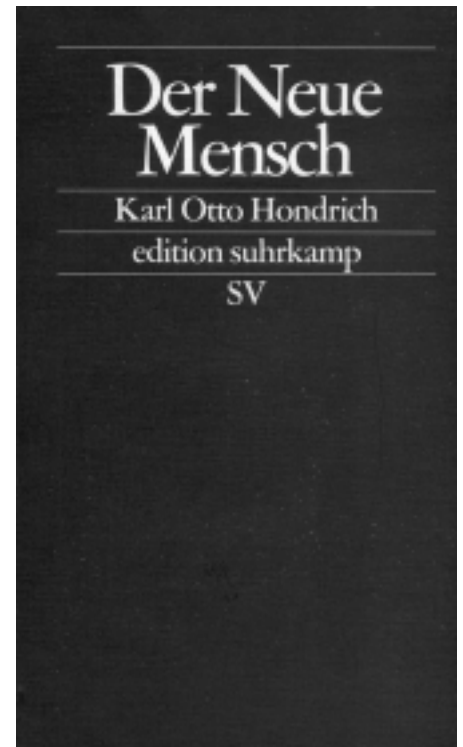
Beeindruckt vom plötzlichen Fall der Berliner Mauer und dem rasanten Niedergang des Kommunismus hatte Joachim Fest 1991 das „Ende des utopischen Zeitalters“ ausgerufen. Sein immer noch überaus lesenswerter Essay „Der zerstörte Traum“ schließt mit dem Satz: „Wer nicht ganz unbelehrt auf die abgelaufene Epoche zurücksieht und nicht allzu pessimistisch für die Zukunft ist, wird auf einen Zustand setzen, der keine Utopie und doch nicht erfüllt ist: eine Welt, in der Menschen ohne politische Erlösungsversprechen und doch wie Menschen leben können.“

Heute – kaum mehr als ein Jahrzehnt später – sieht es freilich nicht danach aus, als würde Fest recht behalten können. Denn die Utopien überschlagen sich. Einer kritischen Untersuchung unterzogen finden sich eine ganze Reihe von ihnen in einem kleinen Bändchen, das Karl Otto Hondrich mit dem Titel „Der Neue Mensch“ überschrieben hat und das elf Aufsätze versammelt, die der Frankfurter Soziologe zwischen 1996 und 2001 verfasste. Seine These: Die Idee des „Neuen Menschen“ sei keineswegs mit dem Sozialismus untergegangen, sie habe nur die Seiten und das Vorzeichen gewechselt. „Sollte der Neue Mensch im Sozialismus alle individualistische Vorprägung verlieren, so soll er heute, in der Individualisierung, alle kollektiven Identitäten abstreifen.“

Wo Institutionen in der Auflösung befindlich erschienen – das sie es tatsächlich sind, bestreitet der Autor – bleibe nur das Individuum als Problemlöser. „Und so fühlen wir uns auch: Das Individuum

als Aktivator und Macher, als Zentrum, um das sich alles dreht und das selbst alles bewegt und schafft und bindet und löst – das ist die Essenz eines modernen Lebensgefühls.“

Je weiter man nach Westen komme, desto dominanter trete uns der Individualismus, den Hondrich als „okzidentales Lebensgefühl“ beschreibt, entgegen. Das Individuum, das sich selbst und die Gesellschaft neu erschafft, sei nicht länger nur mehr ein US-amerikanisches Ideal. „Es ist auch ein Leitbild der deutschen Diskussion geworden. Es soll für den Akademiker wie für den Arbeiter und den Arbeitslosen gelten.“ Die Fesseln von Heimat, Milieu und Bildung streife er ab. Mobil und flexibel laufe er der Arbeit hinterher und mutiere vom „Polier zum Programmierer, vom Bergmann zum Bar-mann, vom Ingenieur zum Zugbegleiter.“



Immer sei der individualisierte, „neue Mensch“ nach dem allgemeinen Dafürhalten zugleich auch der „gute Mensch“. Diesen zerlegt Hondrich, nicht ohne Witz, in seinen Essays in den „flexiblen“, den „sozialversicherten“, den „solidarischen“, den „weltbürgerlichen“, den „friedfertigen“, „kommunizierenden“, den „genoptimierten“ und den „zukunftsgläubigen“ Menschen und konfrontiert ihn mit den mannigfaltigen Widersprüchen, die auch von den Reißbrettkonstruktionen der modernen Selbstschöpfer letztlich nicht aufgehoben werden können.

Unter all diesen Utopien ragt freilich die des „genoptimierten Menschen“ auf besondere Weise heraus. Nicht nur, weil die Ergebnisse ihrer konsequenten Verfolgung zu einem großen Teil irreversibel wären, sondern auch, weil sie einen Paradigmenwechsel offenbart. Statt wie bislang den „guten“ Menschen durch die Veränderung der Gesellschaft schaffen zu wollen, wird der Hebel nun bei den Genen angesetzt. Denn Gene, so der neue und vermutlich zutreffende Glaube, lassen sich leichter ändern als Kulturen. Auf der Suche danach, „wie man diesen Zipfel der Macht in die Hand bekommen könnten“ verfolgen laut Hondrich die Vereinigten Staaten von Amerika und Europa unterschiedliche Strategien. „Während Amerika in einem wissenschaftlich-ökonomischen Sturmflug ohne gleichen die Neuerungen vorantreibt, will Europa sie unter staatliche Kontrolle bringen. Während in den USA Forscher und Unternehmer Witterung für das Geschäft ihres Lebens aufgenommen haben, wittern die Deutschen gerade deswegen Unheil. Während drüben ein Machtkampf um die wirtschaftliche Ausbeutung der Gentechnologie entbrennt, geht es im deutschen Krähenwinkel erst einmal um die moralische Hackordnung der Philosophenkönige: Wer darf wie zu der Sache überhaupt was sagen? (...) Während man hüben darauf vertraut, dass die Konkurrenz der Anbieter die Souveränität freier Bürger und Kunden die Chancen und Risiken des Neuen regelt, diskutiert man im neokorporatistischen Deutschland über ein Konzil der Menschenzüchter, das ‚Regeln für den Menschenpark‘ aufstellen soll.“

Während sowohl in den USA als auch in Deutschland jeweils mit Blick auf den anderen darum gerungen wird, welcher Weg der richtige sei, geht es Hondrich darum, den Blick auf die eigentlich entscheidende Frage zu lenken. Denn der Frankfurter Soziologe stellt fest: Das Gemeinsame der „deutschen Besorgnis-Kultur“ und der „amerikanischen Unbekümmertheit“ sei, dass sie „der Gentechnologie eine demiurgische Kraft“ zumessen und zwar gleichermaßen „für die Veränderung des Menschen, wie für die der Gesellschaft“. Auf die Frage aber, wie der „verbesserte Mensch“ denn nun aussehen soll, habe – jedenfalls in der deutschen Debatte – noch niemand eine Antwort gegeben.

Als Optimist geht Hondrich davon aus, dass die Konstruktionspläne für den „genoptimierten Menschen“ eine „moderate Version des vernünftigen Menschen“ zeigten, die „in unseren Breiten mit ei-

nem hohen Maß an Zustimmung rechnen“ könnten. Freilich verkenne die neue Utopie, „woran auch die anderen scheiterten: die ungeheure Eigenmacht von Gesellschaft. Die Eigengesetzlichkeit der Sozialität läßt sich nicht von Menschen ändern.“

So würde auch das „Dreamteam einer perfekt geklonten Idealpopulation von der schieren Tatsache des Zusammenlebens wieder verschliffen in Gut und Böse, Zugehöriges und Ausgeschlossenes, Offenbartes und Verdrängtes, Gewolltes und Ungewolltes.“

Selbst wenn man Macht und Erfolg der Gentechnologie so hoch wie möglich ansetze, was Hondrich in einem Gedankenexperiment tut, unterliege er weiterhin „den Einschränkungen des Menschseins in Gesellschaft“. Als solcher komme er an den „vier Grundvorgängen des Zusammenlebens“ (präferieren, identifizieren, kommunizieren und determinieren) nicht vorbei. Diese dialektischen Vorgänge brächten nun aber „immer auch das Gegenteil dessen hervor, was ihnen – genetisch oder intentional – einprogrammiert wurde.“

„Man stelle sich“, zitiert Hondrich den Gründervater der Soziologie, Emile Durkheim, „eine Gesellschaft von Heiligen (...) vor. Verbrechen im heutigen Sinn des Wortes werden dort unbekannt sein; dagegen werden Vergehen, die dem Durchschnittsmenschen heute verzeihlich erscheinen, dort dasselbe Ärgernis erregen, wie gemeine Verbrechen“. Wenn der ideale Mensch zur Norm geworden sei, werde das, was heute als normal gilt, als Verbrechen oder Gewalt definiert und geächtet werden. „Jede Verbesserung zieht das Üble nach sich. Diese Dialektik läßt sich genetisch nicht stoppen.“

Man muss sich den hinter Hondrichs Gedanken stehenden Glauben, dass was in einer Gesellschaft für gut und böse gehalten werde, beruhe letztlich auf Konventionen, nicht zu eigen machen, um einzusehen, dass die Verfolgung der Utopie des genoptimierten Menschen einer Sisyphos-Arbeit gleichkäme. Es reicht festzustellen, dass auch jenseits der Überzeugung von der „Heiligkeit des Lebens“ und metaphysischer Einsichten, hinreichend Gründe existieren, welche das Projekt des neuen Menschen zumindest überflüssig erscheinen lassen.

Stefan Rehder

Karl Otto Hondrich: Der Neue Mensch. Edition Suhrkamp. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2001, 222 Seiten, 10 Euro

1000 Kreuze für das Leben

In Deutschland werden an jedem Arbeitstag etwa 1000 Abtreibungen vorgenommen. Bei jeder Abtreibung stirbt ein Kind, das ein Recht auf Leben hat. Nach Angaben des Statistischen Bundesamt wurden im vergangenen Jahr 134964 Kinder abgetrieben. Die Zahl der Abtreibungen bei Minderjährigen hat 2001 gegenüber 2000 um 20 Prozent zugenommen. Seit Inkrafttreten des neuen Paragraphen 218 im Jahre 1995 wurden rund 1,8 Millionen Abtreibungen vorgenommen.

1000 Abtreibungen – gewöhnen wir uns nicht an diese größte Menschenrechtsverletzung in unserem Land! Wir laden alle Leserinnen und Leser ein, sich an der Aktion „1000 Kreuze für das Leben“ zu beteiligen. Setzen Sie mit uns ein Zeichen für Menschenwürde und Lebensrecht!

Samstag, 14.9.2002: 13³⁰ bis 16³⁰ Uhr, Berlin: vom Alexanderplatz bis zur Hedwigskathedrale

13³⁰ Uhr: Philip Prinz von Preußen: „Die wahre Love-Parade“; Schriftstellerin Karin Struck: „Warum ich traurig bin“; Interview mit Mark Ehrenfried, dem zehnjährigen Klaviervirtuosen aus Berlin

14³⁰ Uhr: Ausgabe der Holzkreuze, Beginn der Demonstration

15³⁰ Uhr: Ökumenischer Gottesdienst in der Hedwigskathedrale

Bei der Demonstration ist dunkle Kleidung der Teilnehmer erwünscht.

Veranstalter: Bundesverband Lebensrecht e.V. Pro Life Berlin, Fehrbelliner Straße 99, 10119 Berlin, Tel.: 030/44 05 88 66, Fax: 030/44 05 88 67, eMail: info@kaleb.de

www.bv-lebensrecht.de
www.pro-life-berlin.de
www.kaleb.de